

Paulus Hochgatterer

Was mich nicht umbringt – Macht und Grenzen der Kompensation
(Fachtagung Klinik Sonnenhof, Ganterschwil/CH, 10/11/2022)

Sehr geehrte Damen und Herrn,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
lieber Uli!

In der Schweiz auf einer Tagung zu reden, die sich ausgerechnet den Mangel zum Thema genommen hat, entbehrt zugegebenermaßen nicht einer gewissen Paradoxie. Dasselbe als Österreicher zu tun, macht die Sache ein wenig plausibler, hat man in meinem Land doch eine eher innige Beziehung zum Mangel, zu dem, was uns im Vergleich zu anderen abgeht. Im Vergleich zu Deutschland hauptsächlich. Zur Schweiz sowieso. Oder zu Spanien zum Beispiel.

Warum jetzt Spanien? Sie kennen das sicher – es gibt Momente im Leben, die einen nie wieder verlassen: Als es am 27. März 1999 im Europameisterschafts-Qualifikationsspiel Österreich gegen Spanien in Valencia nach 45 Minuten 0 : 5 stand und der Kapitän der österreichischen Fußballnationalmannschaft, Anton Pfeffer, im Halbzeitinterview des ORF gefragt wurde, was er sich von der zweiten Hälfte erwarte, sagte er: „Hoch werden wir nicht mehr gewinnen.“ Das Spiel endete übrigens 9 : 0 für Spanien.

Das ist Ihnen irgendwie vertraut, denke ich: die Katastrophilie der Österreicher, ihre Neigung zur Apokalypse, ihre Art und Weise, mit ihr umzugehen, selbst, wenn sie schon eingetreten ist – ein bisschen prätranszendental sozusagen. Hoch werden wir nicht mehr gewinnen. Keine Sorge, ich werde jetzt keinen Vortrag über Fußball halten, das empfiehlt sich auch nicht, hier in der Schweiz – Ich sage nur: Schweiz: elf WM-Endrunden-Teilnahmen, Österreich: sieben – und ich werde auch nicht plump versuchen mittels des alpinen Schilaufts die Balance wieder herzustellen. Ich möchte lediglich ein erstes Mal das Augenmerk auf drei Dinge lenken: Erstens auf den Umstand, dass der Mangel nicht nur das Leben des fußballaffinen Österreichers, sondern unser aller Existenz begleitet wie der Wechsel von Tag und Nacht oder die Notwendigkeit, sich regelmäßig Nahrung zuzuführen oder den Blick in die Augen eines anderen; zweitens darauf – und das leuchtet uns in den letzten zwei Jahren ganz

besonders ein – dass er, der Mangel, manchmal unvermittelt und mit großer Heftigkeit eintritt; schließlich – und nur en passant – dass es Situationen gibt, in denen keine Wirklichkeit mehr in der Lage ist, den eingetretenen Mangel zu kompensieren, sondern nur noch die reine Vorstellung. Hoch werden wir nicht mehr gewinnen.

Womit wir beim Titel meines Vortrags wären. Kompensation.

Ich werde Ihnen in der nächsten halben Stunde ein paar grundsätzliche Überlegungen zu dem Begriffspaar Mangel und Kompensation vorstellen, aus philosophischer und anthropologischer Sicht. Ich werde in einem Schwenk auf vertrautes Terrain die Frage stellen, welche Mängel wir denn tagtäglich kompensieren, im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen, die sich uns anvertrauen, samt ihren Familien und Bezugssystemen. Ich werde, drittens, thematisieren, dass es im Sinn der Qualität unserer Arbeit manchmal besser ist, auf gewisse Dinge zu verzichten, auch wenn wir sehr zu ihnen neigen. Aus letztgenannten Beiden – den Mängeln, die wir kompensieren, und dem, was wir eher nicht zu haben brauchen – möchte ich einen flüchtigen Blick auf einige Bestandteile unseres Instrumentariums werfen, die in der Mängelkompensation zentral sind, auch wenn sie vielleicht nicht in den Lehrbücher stehen. Das sollte der Sache die Schwere nehmen und uns ein wenig entlasten, denn Entlastung ist schließlich die Hauptaufgabe von Kompensation.

Hauptsächlich und gewissermaßen im Sinn eines kleinen narrativen Leitfadens werde mir erlauben, Ihnen eine meiner Vorlieben zuzumuten. Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie wird von dem handeln, was wir alle tagtäglich tun, und die eben erwähnten Dinge, die im Überblick vielleicht etwas Bedrohliches bekommen haben, eher im Vorbeigehen abhandeln. Wenn Sie mich bis dahin nicht vom Podium gejagt haben, gibt es am Schluss so etwas wie einen Bonus-Track und dann werde ich Ihnen noch ein Bild zeigen, ein einziges. Ich habe es übrigens trotz freundlicher Ermahnung Frau Hennet vorneweg nicht geschickt und bitte noch einmal um Pardon dafür.

Allgemeines. Der Blick auf den Menschen ist seit jeher auch der Blick auf den Mangel. In der Lesart des Alten Testaments etwa, genauer, der Genesis, folgen auf das schlangeninduzierte Degustieren der Frucht vom Baum der Erkenntnis durch Adam und Eva die Vertreibung aus dem Paradies, damit die Termination der durch die Nähe Gottes erzeugten Wonnen und danach der unbefristet andauernde Mangel an Paradieshaftigkeit in unserer Welt. Bis heute mühen wir uns kompensatorisch damit ab, versuchen uns astro- und quantenphysikalisch an die großen und kleinen Grenzen des Weltalls und der Materie heranzudenken, biologisch die materielle Grundlage unserer Existenz zu

decodieren und wissenschaftstheoretisch das Ärgernis des Irrtums sowie medizinisch jenes der Sterblichkeit zu beseitigen. Back to paradise, sozusagen. Einstweilen ist der Erfolg des Unternehmens freilich enden wollend, der Mangel persistent und die Rückkehr ins Paradies nicht in Sicht.

Oder: Das klassische Griechenland. In Platons Dialog *Symposion* erzählt der Komödiendichter Aristophanes die Geschichte von den Kugelwesen. Die Ausformung des Menschen sei ursprünglich ganz anders gewesen als die heute bekannte. Der Mensch habe einen kugelförmigen Rumpf, vier Arme, vier Beine und zwei in entgegengesetzte Richtungen blickende Gesichter besessen. In dieser Verfassung seien drei Geschlechter möglich gewesen – rein weiblich, rein männlich und ein gemischtes, jenes der Androgynoi. Da die humanoiden Globen in ihrer Kraft und Beweglichkeit mit der Zeit übermütig und eine Gefahr für die Götter geworden seien, habe Zeus beschlossen, sie kurzerhand in zwei Hälften zu teilen. Vertikal, von oben nach unten, ausnahmslos. Eine chirurgische Lösung sozusagen. Seither trachten wir Menschen danach, diesen Mangel zu kompensieren, indem wir mehr oder minder verzweifelt unsere verloren gegangene zweite Hälfte suchen. Ob Platon oder Aristophanes das, was gegenwärtig unter ‚genderfluid‘ oder ‚non binary‘ abgehandelt wird, als Teilerfolg dieses Projektes verbucht hätten, weiß ich nicht. Vermutlich ist es aber auch nicht wichtig.

Im 18. Jahrhundert schließlich war es Johann Gottfried Herder, der in seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* die Idee vom Mängelwesen Mensch erstmals in eine systematische Form brachte. Im Vergleich zum Tier findet bei Herder der Mensch, der (Zitat) *den Tieren an Stärke und Sicherheit des Instinktes weit nachsteht (...) in der Mitte seiner Mängel, als Keim zu ihrem Ersatz*, die Sprache als das Zentrum einer spezifisch menschlichen (Zitat) *Schadloshaltung*, also der Kompensation. Der Mensch spricht sich den im Vergleich zur Rohheit des Animalischen bestehenden Mangel kompensatorisch weg. Eine, zumal für einen schreibenden Kinderpsychiater, nicht uncharmante Möglichkeit.

Das Erste Buch des Pentateuch, ein griechischer Philosoph, ein Dichter der Deutschen Aufklärung. – Die Kompensation des menschlichen Mangels ist also mitnichten eine Erfindung der Psychologie, wie unsereins vielleicht vermuten würde, sondern war als Gedanke da, lange bevor etwa Alfred Adler am Beginn des 20. Jahrhunderts seine Überlegungen zur Minderwertigkeit der Organe und dem Bedürfnis des Menschen, dieselbe auszugleichen, publizierte. Parallel dazu formulierte übrigens C.G. Jung – damals noch in Wien – seine viel allgemeineren Hypothesen von der Kompensation als Grundmechanismus der Balance zwischen bewussten und unbewussten Vorgängen. Dass selbst Sigmund Freuds leicht misogyne Theorien zur Kastrationsangst und zum Penisneid innerhalb der Grundfigur

eines Mangels und des Bedürfnisses nach seiner Kompensation stattfinden, ist zumindest eine Anmerkung wert, denke ich.

Zuletzt hat die Sache jedenfalls keiner so konzise gefasst wie der vor einigen Jahren verstorbene deutsche Philosoph Odo Marquard, Ordinarius in Gießen und Mitbegründer des Konstanzer Kreises „Poetik und Hermeneutik“, dem unter anderem auch Niklas Luhmann und Hans Blumenberg angehörten. Er beschreibt in seinen durchwegs bei Reclam erschienen schmalen Aufsatzsammlungen (u.a. „Philosophie des Stattdessen“, die einzige Literaturempfehlung dieses Vortrags) den Menschen als Homo compensator, als Wesen, das auf Grund seiner Sterblichkeit nicht Erlösung anstrebt, sondern Linderung, nicht Absolutheit, sondern das Ertragen seiner mangelbehafteten Endlichkeit. Marquard (Zitat):

Der Mensch (...) eilt nicht von Sieg zu Sieg, sondern muss Niederlagen und Schwächen ausgleichen, er triumphiert nicht, sondern er kompensiert, er ist überwiegend nicht Zielstreber, sondern Defektflüchter.

Kugelwesen, Minderwertigkeit, Penisneid, Defektflüchter. Platon, Herder, Freud, Marquard. Mängel und ihre Kompensation.

Das klingt vielleicht interessant, aber Julian wäre es egal. Garantiert.

Julian. Die versprochene Geschichte. Julian ist fünfeinhalb, dunkelblond, eher klein für sein Alter und hat eine Kämpferstatur. Julian ist in Besitz einer Mutter, die in einem Supermarkt arbeitet, und eines Stiefvaters, der große Baumaschinen lenkt. Julian nennt den Stiefvater bei seinem Vornamen: Erich. Zu seinem leiblichen Vater hat Julian keinen Kontakt. Es habe da etwas Unschönes gegeben. Julians Mutter zeichnet im Aufnahmegespräch hinter dem Rücken ihres Sohnes Gitterstäbe in die Luft. Als Julian zu uns kommt, sagt seine Mutter das, was viele Eltern sagen, wenn sie ihre Kinder an die Kinderpsychiatrie bringen: „Es tut mir leid, aber es geht nicht mehr.“ Auf die Frage, was nicht mehr gehe, sagt sie, er schlafe kaum, renne herum und mache Sachen kaputt. Außerdem schlage er seine kleine Schwester, die habe gerade erst laufen gelernt, das gehe daher schon gar nicht. Sie sei mit Julian beim Kinderarzt gewesen, aber die Medikamente hätten höchstens eine minimale Verbesserung gebracht.

Die Medikamente. Julian nimmt seit einiger Zeit Ritalin, zuletzt in einer Tagesdosis von einhundertvierzig Milligramm. Für diejenigen unter Ihnen, denen diese Dinge nicht so geläufig sind: Die empfohlene Ritalin-Maximaldosis beträgt für ältere Kinder sechzig Milligramm pro Tag. Für Julian gibt es keine Maximaldosis, denn Ritalin ist für Kinder unter sechs gar nicht zugelassen. Jedenfalls nicht in Österreich. Als der Assistenzarzt, der für Julian zuständig ist, diese Dinge berichtet, hat er sehr schmale Lippen und ich mache mir kurz Sorgen um seine Gesundheit. Als er nach

dem Telefonat mit jenem Kinderarzt erzählt, der Herr Kollege habe gesagt, wir sollten uns nicht aufregen, er habe den Buben eh einmal auch persönlich gesehen und dann die Dosis den Beschreibungen der Mutter nach angepasst, das Ganze sei eben ein individueller Heilversuch, mache ich mir eher Sorgen um die Gesundheit des Kinderarztes.

Julian selbst sagt nicht viel. Das liegt daran, dass Sagen überhaupt nicht seine Stärke ist. Er kennt nur wenige Begriffe und spricht in Zwei- bis Dreiwortsätzen. Wenn er Heimweh hat, sagt er: „Ich nach Hause.“ Das klingt ein wenig nach ET. Für die Mutter scheint es wichtig zu sein, dass Julian nicht zu Hause, sondern bei uns ist.

Sie kennen das: Väter, die nicht da sind, weil sie im Gefängnis sitzen. Baumaschinen lenkende Stiefväter, die wissen, wo's lang geht. Mütter, die gar nichts mehr zu wissen scheinen, und Kolleginnen oder Kollegen, die, sofern sie jemals etwas gewusst haben, auf eine Anwendung dieses Wissens großzügig verzichten. Dazwischen Kinder, die nicht mehr schlafen, nichts von dem tun, was man gern hätte, dass sie tun, auf Medikamente nicht reagieren und auf die Frage, was denn los sei mit ihnen, lediglich sagen, dass sie nach Hause wollen. Sie kennen diese Situationen, in denen man keinen Fixpunkt erkennen kann, keine tragfähige Planke, kein Fädchen, das man aufnehmen könnte, um vielleicht irgendwann einmal ein Seil daraus zu knüpfen. Sie kennen die Situationen, aus denen man in Wahrheit am liebsten davonlaufen möchte, weil sie aus nichts zu bestehen scheinen als aus Mängeln. Aber, so leid es mir tut: Für genau diese Situationen sind wir da, das haben wir gelernt, und, wenn wir ehrlich sind, meistens haben wir es auch ganz gern, das Funktionsprofil des Mangelkompensateurs.

Wir geben Wissen weiter, wo keins ist. Wir regulieren Zorn-, Verzweiflungs- und Weglaufenfälle, wo die Fähigkeit zur Selbstregulation es nicht vermag. Wir bauen innere Gerüste, wo sie fehlen (Schau doch einmal, was du dir gerade wünschst!), und wir stellen äußere Gerüste in Frage, wo das bisher nicht passiert ist (Glauben Sie nicht, dass Ihr Kind schon allein mit der Bahn fahren kann?). Wir vermitteln Erfahrung, wo sie bisher Mangelware war, und Mut und Selbstvertrauen, wo sie nicht vermittelt wurden. Dort, wo Konflikte nur bedrohlich sind, zeigen wir, dass man sie auch lösen kann, und dort, wo die Lebensfreude erloschen ist, bringen wir sie wieder zum Strahlen. Manchmal zumindest. Wir zünden Lichter an, wenn die Welt nur aus Nacht besteht, wir zeichnen Perspektiven, wenn die Welt eintönig grau ist, und wenn sie ein einziges Gefängnis zu sein scheint, öffnen wir Aus- und Fluchtwege. Wir stellen Gelassenheit zur Verfügung, wo bisher Ungeduld herrschte, und Verlässlichkeit, wo Beliebigkeit war. Wir knüpfen lose Enden zusammen und aus dem, was bisher nicht erzählt werden konnte, machen wir eine Geschichte. Dort, wo nur Spannung ist, machen wir Erholung möglich, und wo das Leben aus

nichts als aus Zwischenfällen zu bestehen scheint, zeigen wir, dass eine Portion Alltag und ein bisschen Langeweile auch nicht so schlecht sind. Langeweile - ja, manchmal gehen wir ziemlich weit, wir Mangelkompensateure.

Julian kümmert das noch nicht. Wir kümmern uns zuerst um seine Medikamente. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Kind, das einhundertvierzig Milligramm Ritalin pro Tag eingenommen hat, mit sechzig Milligramm nicht viel anders verhält, ist hoch. Die Medikamentenreduktion läuft daher erwartungsgemäß unkompliziert, und Julian kann am Wochenende von Samstag auf Sonntag nach Hause. Die Mutter hat keine große Freude damit. Als sie ihn am Sonntagabend auf die Station zurückbringt, erzählt sie, es sei furchtbar gewesen. Julian habe sich verhalten wie immer, vor allem aggressiv seiner kleinen Schwester gegenüber. Sie habe schon gewusst, dass das mit weniger Ritalin keine gute Idee sei. Julian selbst spricht nach dem Wochenendausgang vorerst gar nichts. Am Montagvormittag sagt er bei der Visite auf die Frage, was denn am Wochenende passiert sei: „Nichts passiert.“ Dann steigen ihm Tränen in die Augen, er legt sich die Hände an den Hals und sagt: „Erich so.“ Auf die Rückfrage, ob er damit meine, dass Erich ihn gewürgt habe, sagt er: „Ja, Erich würgt.“ Die Mutter schließt in Konfrontation mit Julians karger Erzählung ein Würgen durch ihren Lebensgefährten aus. Eine Ohrfeige – eventuell, sagt sie, Würgen – sicher nein. Alle sind deprimiert und zornig. Ich glaube, es ist unsere Logopädin, die ausspricht, was wir alle uns denken: „Ich Erich erwürgen.“ Wenn man Julian fragt, ob er sich vor Erich fürchte oder auf ihn wütend sei, sagt er nein. Wenn man ihn fragt, ob er nächstes Wochenende nach Hause wolle, sagt er auch nein.

Ich denke, viele von Ihnen kennen derartige Geschichten. Es sind Geschichten, die uns daran zweifeln lassen, dass es im Leben so etwas wie Gerechtigkeit gibt, Geschichten, sie davon erzählen, wie früh schon alles schiefgehen kann, Geschichten einer radikalen Negation dessen, was wir mit einem guten Leben meinen. Es sind Geschichten des umfassenden Mangels. Ich denke, Sie können auch antizipieren, wohin die Geschichte Julians, eines mangelhaft geliebten, mangelhaft geförderten und auf allen Ebenen mangelhaft behandelten Kindes trotz eines tollkühnen Ritalin-Heilversuchs letztlich geführt hat. Die Kinder- und Jugendhilfe war nicht begeistert, aber zu überzeugen, und der Widerstand der Mutter war überschaubar, als wir die außerfamiliäre Unterbringung empfahlen. „Ich bin so traurig“, sagte die für Julian zuständige Sozialpädagogin. „Ich bin so wütend“, sagte die Oberärztin. „Ich habe trotzdem kein schlechtes Gefühl“, sagte die Logopädin. Wir schauten einander an. Niemand von uns fragte sie nach Erich.

Kein schlechtes Gefühl. In der Rückschau waren es drei Momente, in denen uns Julian zeigte, dass wir, obwohl es Angenehmeres gibt, als die Fremdunterbringung eines Fünfeinhalbjährigen zu veranlassen, kein schlechtes Gefühl zu haben brauchten, drei Momente, in denen aufblitzte, wozu der Bub in der Lage war, drei Momente der kleinen Kompensation innerhalb des großen Mangels.

Unmittelbar nachdem ihn sein Stiefvater gewürgt und er gesagt hatte, er fürchte sich weder vor ihm noch sei er wütend auf ihn, begann Julian mit Dinosauriern zu spielen. Er ließ sie durch sein Zimmer galoppieren, unterm Bett verschwinden und sowohl aufeinander als auch auf uns losgehen. Besonders gern auf uns. Bei Julian hießen die Dinos nicht T-Rex, Brontosaurus oder Triceratops, sondern „Der Große“, „der Gelbe“ oder „Der Da“. „Der Da“ war ihm am liebsten, denn er besaß ein Klappmaul, mit dem er beißen konnte. „Der Da beißt“, sagte Julian und wir waren froh darüber.

Als eine Rückkehr Julians in die Familie immer unwahrscheinlicher wurde, spürte er das offensichtlich, wurde missmutig, warf seine Dinos durchs Zimmer und legte sich auf die Couch. Wenn man ihn ansprach, sagte er: „Ruhe!“ (Lass mich in Ruhe!) und drehte sich weg. „Das packt er nicht“, sagte seine Bezugspädagogin. Die Psychologin sagte: „Er wird depressiv“, und wir alle stellten uns auf eine schwierige Phase ein. Plötzlich jedoch waren die Papierflugzeuge da. Julian kam aus der Schule (in die auch Vorschulkinder bei uns gehen dürfen) und lachte. Er hatte zwei aus A3-Blättern gefaltete und mit gelben Streifen bemalte Papierflugzeuge dabei. Auf dem Gang vor seinem Zimmer war die Startbahn. Er lief mit ihnen durch die Station, so als würden sie fliegen, behielt sie jedoch in der Hand. „Schau, es fliegt!“, sagte er.

Ein Dinosaurier beißt zu. Ein Papierflugzeug fliegt über die Station. Wenn wir über diese kleinen Szenen sprechen, sprechen wir über Metaphorik, über die Übertragung von Bedeutung, konkret über die Übertragung einer schwer erträglichen Realität auf eine Figur aus Plastik oder auf ein Flugzeug aus Papier. „Der Da“ kann wütend sein, „Der Da“ kann zubeißen, „Der Da“ kann sich wehren. „Der Gelbe“ ist kleiner, „Der Gelbe“ hat kein Klappmaul, „Der Gelbe“ wird gebissen, „Der Gelbe“ hat Angst. Das Papierflugzeug kann fliegen, durchs Zimmer, über den Gang, überallhin, vielleicht auch weg von zu Hause. Am besten fliegt es, wenn man es fest in der Hand hält. So landet es sicher.

All jenen, die sich den Luxus psychoanalytischer Bezüge ab und zu noch leisten, kann zum Thema angewandte Metaphorik natürlich Sigmund Freud einfallen. Nicht der Penisneid, sondern „Jenseits des Lustprinzips“, die berühmte Holzspule mit dem Bindfaden, die Freuds eineinhalbjähriger Enkel Ernst Wolfgang mit der Bemerkung „fort“ im Gitterbett

verschwinden lässt, um sie gleich darauf mit „da“ wieder hervorzuholen. Die Holzspule wird zur Repräsentantin der abwesenden Mutter, zu jener Spindel, um die der junge Mann seine ganze Traurigkeit windet.

Plastikdinosaurier als hilfreiche Wesen, in die jene Angst und Aggression hineingetan werden können, die in der Realität eine vernichtende Bedrohung für das kindliche Selbst bedeuten würden. Ein Papierflugzeug, das den Übergang von einer Welt des Gewürgt- und Nicht-geliebt-werdens in eine Welt, von der man noch nicht weiß, wie sie sein wird, bewältigen hilft. Wenn wir von diesen Dingen sprechen, sprechen wir – noch einmal – von Metaphorik und wir sprechen von Mängeln und ihrer Kompensation. Kompensation passiert nicht nur im Außen – eine defizitäre Familie, die nicht behütet, nicht fördert, sich nicht sorgt, wird kompensiert durch eine Wohngemeinschaft, die das hoffentlich besser macht – nein, Kompensation geschieht vor allem in der Psyche des Kindes. Und wenn dort, in der Psyche des Kindes, das konkret Vorgestellte – Ich wehre mich. Ich verlasse mein Zuhause und wohne anderswo. – genauso bedrohlich ist wie die Wirklichkeit eines würgenden Stiefvaters, geschieht Kompensation durch die Symbolisierung des Vorgestellten, durch Dinosaurier und Papierflugzeuge. Das ist noch viel wichtiger. Wir müssen es nur wahrnehmen.

Dinosaurier. Papierflugzeuge. Ich habe vorhin von drei Momenten gesprochen, in denen bei Julian die Möglichkeit gelingender Kompensation aufblitzte. Zwei davon haben wir betrachtet. Der dritte Moment ist schon vorbei, ganz unbemerkt, trotzdem nicht minder wichtig. Als Julian nach der Geschichte mit dem Würgen gefragt wurde, ob er an den Wochenenden nach Hause wolle, sagte er nein. Das ist es auch schon. Julian ist in der Lage, „Nein“ zu sagen.

Wenn das Nein zur Sprache kommt, wird es heutzutage eher ruhig. Das hat möglicherweise mit unserer zunehmend affirmationsaffinen Welt zu tun, möglicherweise auch damit, dass sich an gewisse Leute heute niemand mehr erinnern kann. Zum Beispiel an Rene Spitz.

Rene Spitz, österreichisch-amerikanischer Psychoanalytiker, berühmt geworden durch seine Untersuchungen zum frühkindlichen Hospitalismus, beschäftigte sich auch mit den Ursprüngen der menschlichen Kommunikation. So heißt auch eins seiner Bücher, „Nein und Ja. Die Ursprünge menschlicher Kommunikation“. In ihm schreibt er, der Urvater des Baby-Watchings, ganz wenig über das Ja und fast nur über das Nein. Das ‚Nein‘, so seine Beobachtung, wird aus jener Kopfbewegung geboren, mit der der Säugling anfänglich im Sinn einer angeborenen motorischen Schablone, die mütterliche Brust sucht, später aber, nach entsprechender Großhirnentwicklung und dem Vollzug eines Bedeutungswechsels, dieselbe

ablehnt. Das ‚Nein‘ im Sinn eines Kopfschüttelns, das anfangs noch nicht bewusst und intentional ist – dieses Nein drückt aus: Ich habe ein Bedürfnis nicht mehr, das die Mutter (immer noch) an mir wahrzunehmen meint. Auch wenn die Mutter glaubt, ich sollte doch noch hungrig sein, bin ich es nicht mehr. Somit wird zugleich deutlich: Es gibt hier mich und dort, getrennt von mir, die andere, die Mutter. Ich bin Ich dadurch, dass jemand da ist, der Nicht-Ich ist. Das ‚Nein‘ an der Mutterbrust, die erste Negation, der allererste Konflikt, wird somit zu einem sehr frühen zentralen Organisator der Identitätsentwicklung.

Aus Sicht des heutigen Themas könnte man sagen: Das Kind entwickelt als Kompensation des Mangels an Verständnis durch die Mutter eine motorische Schablone, die ausdrückt: Wenn du mich nicht verstehst, brauche ich dich nicht. Ich bin nämlich ich, auch ohne dich.

Das kompensierende Nein als Voraussetzung dafür, „Ich“ sagen zu können, als Basis für freie Willensentscheidungen. Zum Beispiel für die Entscheidung, am Wochenende nicht nach Hause zu gehen. Julian ist in der Lage, „nein“ zu sagen, leise und beiläufig. Wenn maninhört, vernimmt man es genau.

Wenn maninhört. Oder hinschaut. Lang genug und genau genug. Natürlich tun wir das in der Regel, denn dafür sind wir ja da, das haben wir gelernt und das tun wir auch gern, wir Mangelkompensateure. Vermutlich tun wir es sogar besonders gern bei den Leisen, bei den Blassen, bei den Geduckten, bei den Kindern, die leicht übersehen werden, wie bei Julian, und möglicherweise liegt es überhaupt nicht so sehr an den Kindern und Jugendlichen samt ihren Eigenheiten, dass wir dennoch ab und zu Wichtiges überhören und übersehen, sondern weitaus mehr an uns selbst.

Vielleicht sind wir uns manchmal zu sicher, in der Einschätzung der Dinge und in der Anwendung der Raster, die wir routiniert über sie legen – ICD, DSM, OPD-KJ – wie auch immer sie heißen. Vielleicht haben wir in unserer Routine darauf vergessen, dass es immer schon zweierlei war, was die Wissenschaft und das Denken wirklich vorangebracht hat: Neugier und Zweifel. Vielleicht haben wir längst die Kante übersehen, an der die Konvention – wir nennen sie hochtrabend State of the Art – in Richtung Uniformität kippt, und glauben inzwischen auch, dass etwas richtig sein muss, wenn alle das Gleiche über es denken. Vielleicht sind wir so brav und anpassungswillig geworden, dass gewisse Begriffe aus unserem Sprachrepertoire verschwunden sind, Pluralität zum Beispiel oder der Mut zum Neuen. Vielleicht hängen wir immer noch der Idee an, stets möglichst das Ganze zu erfassen, das ganze System, die ganze Schwierigkeit, den ganzen Menschen, und denken zu wenig daran, dass es unbescheiden ist und meistens auch ungesund, die ganze Torte auf einmal zu essen zu wollen. Vielleicht unterliegen wir nach wie vor nicht nur dem Drang, alles wissen,

sondern alles besser wissen zu wollen, am Ende sogar, alles allein besser wissen zu wollen, und vergessen, dass man auf schwierige Gipfel sicherer zu zweit, zu dritt oder zu mehr steigt und dass es auch lustiger ist da ganz oben, wenn man in der Zwischenzeit die anderen nicht zum Absturz gebracht hat.

Vielleicht sind wir, die wir sorgsam die Mängel der Kinder und Jugendlichen, die sich uns anvertrauen, zu kompensieren suchen, ein wenig übereifrig in der Kompensation der eigenen Mängel, haben unseren Odo Marquard nicht gelesen und streben nach jenen Dingen, die wir besser beiseite lassen sollten – nach Allwissenheit, Exklusivität, Erfolg, nach dem großen Triumph, von dem Marquard wohl sagen würde, es liege ihm immer die Illusion der Vollendung zugrunde. Wir alle sind unvollendete Wesen, und gerade wir Kompensationsprofis tun gut daran, uns das vor Augen zu führen, denn nur der wohlwollende Blick auf den eigenen Mangel erlaubt uns die Mobilisierung jener Qualitäten, die wir zur Kompensation der Mängel der Kinder und Jugendlichen brauchen, mit denen wir es zu tun haben.

Wie sieht es nun aus, unser Kompensationsinstrumentarium, das Repertoire, auf das wir zurückgreifen, wenn es uns gelingt, wohlwollend mit dem eigenen Mangel umzugehen, unsere Absolutheitsansprüche hintanzustellen und nicht mehr nur Zielstreber zu sein. Was tun wir, wenn der Chef nicht mehr da ist oder der kaufmännische Geschäftsführer, wenn wir weder einen Evaluationsbogen ausfüllen noch auf einem Kongress berichten müssen? Wir tun, was wir können, und nicht, was wir können sollten. Wir sind neugierig mit den Kindern und uneindeutig, manchmal zu streng und öfter zu nachgiebig. Wir muten ihnen unsere verschiedenen Persönlichkeiten zu und ziehen kaum jemals an einem Strang. Wir streiten, wir sind manchmal schlecht drauf, wir schimpfen über die anderen. Wir zeigen ihnen, wie ein Team funktioniert. Wir setzen uns über die Regeln hinweg, die wir selbst formuliert haben. Wir teilen alles, am liebsten die Dinge, die uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut wurden. Vor allem pflegen wir die drei Grundkompetenzen der Kinder- und Jugendpsychiatrie: Spiel, Improvisation und Humor.

Spiel. Wir spielen alles: Uno, Monopoly, Vater-Mutter-Kind, Scrabble, Lotti Karotti, Zicke zacke Hühnerkacke, und wenn man uns zwingt, spielen wir ausnahmsweise auch Fortnite, aber nie länger als eine halbe Stunde. Eine, maximal. GTA spielen wir nie. Ehrenwort. Lieber spielen wir Schach. Außerdem ist GTA 6 noch gar nicht erschienen. Im Spiel thematisieren wir Düsternis, Einsamkeit und Unterlegenheit, wir holen die Traurigkeit aufs Spielfeld und die Wut auf den Schirm. Im Spiel nehmen wir der Fülle an Wirklichkeit, die es im Leben mancher Kinder gibt, ein wenig von ihrem Gewicht.

Improvisation. Wir improvisieren ständig: Wenn die Eier für die Kochgruppe nicht gekommen sind. Wenn die Kollegen von der Erwachsenenpsychiatrie wieder einmal den Ausflugsbus gekidnappt haben. Wenn die Zahl der Akutaufnahmen unsere Bettenreserven an die Grenzen bringt. Natürlich halten wir uns lieber an die vorgegebenen Strukturen, aber man kennt ja den Begriff Strukturversagen und muss daher kompensationsbereit sein. Improvisation ist in Bezug auf Struktur so etwas wie ein Universalkompensator. Wenn die Struktur fehlt oder zusammenbricht, ist sie das Mittel der Wahl, und wenn zu viel davon vorhanden ist, wird sie auch gern angewandt, bei Fragebögen mit mehr als fünfzig Items zum Beispiel oder wenn man plötzlich das Gefühl bekommt, dass das Anorexiekonzept eigentlich dringend eine Revision braucht. Bei uns ist das zirka einmal im Monat der Fall. Improvisation legt Baumstämme über Gräben, knüpft Leintücher aneinander und hängt sie aus Fenstern, und manchmal faltet sie Papierflugzeuge. Improvisation hilft Fesseln abstreifen. Das brauchen manche Kinder besonders.

Oder Humor. Am liebsten lachen wir. Okay, die meisten von uns. Den einen Miesepeter braucht es, in jedem Team, vielleicht aus Gründen der Kompensation. Wir lachen über die Rückständigkeit und die Missgeschicke der Erwachsenen, über die Garderobe der Lehrer, über den neuen Haarschnitt der Ergotherapeutin. Am allerliebsten wird übrigens über Chefinnen und Chefs gelacht. Über ihre Rückständigkeit und ihre Missgeschicke, ihre Garderobe und auch über ihre Haarschnitte. Eigentlich finde ich das nicht gerecht. Andererseits sagt Odo Marquard (Zitat): *Humor vermindert die Anstrengung des Wegsehens. Er erspart uns den Aufwand, Wirklichkeit zu verleugnen.* Also lassen wir das lieber. *Humor ist, wenn man trotzdem lacht.* Das ist nicht von Marquard. Ob es von Wilhelm Busch stammt, wie manche behaupten, spielt keine Rolle. Wichtig ist, dass die Kinder und Jugendlichen, mit denen wir zu tun haben, ein Übermaß von diesem ‚Trotzdem‘ mit sich herumtragen und dieses ‚Trotzdem‘ dringend der Kompensation bedarf. Wenn wir gemeinsam mit ihnen lachen, gelingt sie am leichtesten.

Weg vom Lachen. Ernsthaftigkeit. Wollte man das, was ich Ihnen in der letzten halben Stunde erzählt habe, als leicht transportable Take-Home-Message verpacken, könnte man zusammenfassend sagen:

Kinder und Jugendliche begegnen auf Grund fehlender Erfolgsaussichten den Mängeln in ihrem Leben selten durch die Errichtung ausgleichender Gegenrealitäten.

Immer wieder kompensiert das bloß Vorgestellte den Mangel im Leben des Kindes.

Manchmal ist auch das Vorgestellte zu bedrohlich und muss symbolisiert werden.

Nicht selten ist das Nein der zentrale Indikator für gelingende Kompensation.

Schließlich noch ein Satz über uns selbst:

Der wohlwollende Umgang mit dem eigenen Mangel, der Verzicht auf Absolutheitsansprüche und Vollkommenheitsillusionen, öffnet uns erst den Zugang zu unserer eigentlichen Kompetenz als kompensierende Gehilf*innen der Kinder und Jugendlichen.

Wir sind das nämlich gern. Mangelkompensateure. Oder kompensierende Gehilf*innen. Manchmal allerdings bräuchte es uns gar nicht. Dazu der Bonus-Track. Noch eine Geschichte. Sie ist ziemlich kurz und ziemlich privat. Sorry dafür!

Unlängst war ich beim Friseur und wie es sogar bei meinem Friseur, der ein enorm zuverlässiger Mensch ist, manchmal passiert, musste ich warten. Ich wurde in einem Drehstuhl geparkt und mit Kaffee und Zeitschriften versorgt, die ich sonst nicht lese, - Sie kennen das. Zwei Stühle rechts von mir saß der Grund der Verzögerung, eine junge Frau, deren Haar unter Zuhilfenahme von bunten Röllchen und Alufolie in eine für mich eher rätselhafte Form gebracht wurde. Die Frau hatte ihre Tochter dabei, ein geschätzt vierjähriges, ziemlich ausgeschlafenes Mädchen.

Das Mädchen tat, was vierjährige ausgeschlafene Mädchen zu tun pflegen, wenn sie merken, dass sich selbiges empfiehlt – es suchte nach Beschäftigung. Konkret spazierte es im Geschäftslokal herum, interessierte sich für Föns und Haarschneidemaschinen und blätterte in dem Bilderbuch, das es dabei hatte. Nach einer Weile wurde der Kleinen offenbar langweilig. Sie kramte kurz in der Handtasche der Mutter und zupfte die Mutter dann am Friseurumhang. „Was willst du?“, fragte die Frau. „Darf ich I-Phone?“, fragte das Mädchen. „Nein“, sagte die Mutter. Wenig begeistert kletterte das Mädchen auf den freien Stuhl zwischen mir und der Mutter und legte das Bilderbuch in geschlossenem Zustand vor sich auf die Ablage. *Prinzessin Lillifee rettet das Einhornparadies*, das sah ich bei der Gelegenheit (Übrigens ein eher postfeministisches Mädchen-Bilderbuch). Eine Weile schaute das Mädchen vor sich hin, dann drehte es sich erneut zur Mutter. „Ich möchte I-Phone“, sagte es. „Wenn ich nein sage, ist es nein“, antwortete die Frau, „außerdem hast du dein Bilderbuch.“ Junge Mütter können sehr konservativ sein, fürchte ich, sogar in Situationen, in denen sie selbst aussehen, als kämen sie aus der Zukunft.

Das Mädchen blickte eine Zeitlang finster auf das geschlossen daliegende Bilderbuch, dann zog es plötzlich die Beine an, kniete sich auf

den Stuhl und beugte sich nach vorn. Mit der einen Hand stützte es sich auf die Ablage, die andere legte es flach an den großen Spiegel vor uns. Mit einem triumphierenden Ausdruck im Gesicht begann es zu wischen, vorsichtig und sanft, von links nach rechts. „Was machst du da?“, fragte die Mutter alarmiert. „Ich schaue Lillifée“, sagte das Mädchen. „Aber das geht doch so nicht“, sagte die Mutter, „außerdem verschmierst du den Spiegel.“ Das Mädchen wischte seelenruhig weiter und sagte: „Du kennst dich da nicht aus.“

Du kennst dich da nicht aus.

Ein vierjähriges Mädchen schaut im Spiegel beim Friseur Lillifée. Ein vierjähriges Mädchen, dem der erste Versuch der Kompensation seiner Langeweile, die Benützung des mütterlichen i-Phones, verweigert wird, spielt, indem es wischt, elektronisches Bilderbuchanschauen, das heißt, es fühlt sich ein in die Mutter, antizipiert auf kognitiver und emotionaler Ebene, dass die sich ein wenig ärgern wird, und zeigt ihr, dass sie sich ihr I-Phone gern behalten darf, denn sie selbst, die Tochter, ist längst dort, wo Kinder in Relation zu den Vorstellungen ihrer Eltern meistens sind, nämlich ein Stück weiter. Das ist die hohe Schule der Kompensation, denke ich.

So. Am Schluss das versprochene Bild. Eins meiner Lieblingsbilder überhaupt.

⇒ Giovanni Francesco Caroto, Fanciullo con disegno, Knabe mit Zeichnung.

Caroto war ein Veroneser Renaissance-Maler und lebte von 1480 bis 1555. Das Bild entstand vermutlich um 1515. Es ist deswegen bemerkenswert, weil es wunderbar auf den Punkt bringt, wovon in meiner Friseurgeschichte die Rede war. Man erkennt auf dem Blatt, das der Knabe in der Hand hält, sofort die Abbildung eines Menschen, wie sie den erwartbaren graphomotorischen Fähigkeiten eines Acht- bis Zehnjährigen entspricht. Schaut man genauer hin,

⇒ Detail

ist da allerdings noch etwas – die feinlinige und anatomisch korrekte Seitendarstellung eines menschlichen Auges. Damit zeigt uns der Knabe – das haben wir eben gehört – dass der zu kompensierende Mangel in erster Linie in den Hirnen von uns Großen existiert und er in Wahrheit längst dort ist, wo Kinder in Relation zu den Vorstellungen der Erwachsenen meistens sind, nämlich ein gutes Stück weiter.

Giovanni Carotos Bild hatte vorübergehend leider einen gravierenden Mangel. Es gefiel auch anderen. Es wurde nämlich am 19. November 2015 aus dem Museo del Castelvecchio in Verona gestohlen. Die Kompensatin gelang in diesem Fall der Tutela del Patrimonio culturale, der italienischen Spezialeinheit zum Schutz von Kulturgütern. Sie verhörte einen der Museumswächter so lange, bis er den Ort, an dem das Bild versteckt war, bekanntgab. Nun können Sie es wieder sehen.

Mit einem Knaben, der von zu Hause weg musste, habe ich begonnen. Bei einem, der nach Hause zurückgekehrt ist, bin ich jetzt angelangt. Ich denke, das ist ein guter Punkt, um aufzuhören.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!